

Nach dem Dreifaltigkeitssonntag, der uns über Pfingsten immer noch mit der großen österlichen Festzeit verbunden hat, tritt die Liturgie mit diesen Texten wieder in die Zeit im Jahreskreis ein, die wir vor Aschermittwoch verlassen haben. Und wir werden heute gleich mit einem zentralen Thema des Glaubens konfrontiert, nämlich mit dem Stellenwert des Opfers.

„Barmherzigkeit will ich, nicht Opfer“ – zitiert Jesus den Propheten Hosea. Das ist eine unwahrscheinlich tiefe und revolutionäre Einsicht an der Spitze der jüdischen Prophetie: Es wäre ein spannender Denkversuch, diesen Satz allgemein, auch auf die Politik anzuwenden, z.B. auf die aktuelle Kriegssituation in der Ukraine. Das kann jeder für sich versuchen; man wird merken, dass beinahe jede Meinungsäußerung in diesem Fall bestreitbar und hinterfragbar wäre. Wie weit kann Barmherzigkeit gehen? Welche Opferbereitschaft ist angemessen in einem säkularen Umfeld? Daran merkt man gleich das Problem dieses Prinzips: Barmherzigkeit statt Opfer.

Der prophetische Satz Jesu gilt zwar allgemein, anwendbar ist er aber vielleicht nur im speziellen Verhältnis zwischen Gott und seinem Volk.

Von seinem konkreten Hintergrund her reagiert der Satz auf das bunte religiöse Umfeld um Israel herum, wo Opfer und Barmherzigkeit erstaunlich und beängstigend leicht auseinanderfallen können. Aber auch im Gottesvolk der Juden und Christen, ja, auch in der Kirche spukt ein schiefer Opfergedanke herum, mit dem man sich vor Gottes Wirken eher verbarrikadiert als seiner Gnade den Weg zu bahnen. Unsere religiöse Opferbereitschaft geht oft davon aus, dass Gott Opfer braucht; dass wir eine Bringschuld Gott gegenüber hätten, die er einfordert, damit Ordnung und Gerechtigkeit herrschen und wir seine Gunst erreichen und schließlich in den Himmel kommen.

Jesus begründet die opferkritische Position der Propheten mit dem Vergleich des Arztes: „Nicht die Gesunden brauchen den Arzt, sondern die Kranken.“ Jesus, vertritt ein grundlegend anderes Gottesbild: Mensch und Gott brauchen sich gegenseitig wie Braut und Bräutigam, Himmel und Erde; und Gott tut nichts lieber als dem Menschen, den er liebt, zu helfen und ihn zu heilen. Er braucht bloß freien Zugang zum Menschen, den ihm der Mensch gewährt oder versperrt.

Der Prophet Hosea verwendet das Bild des Frühjahrsregens, um zu sagen, wie Gott empfindet und handelt: Gottes Schöpfung ist ausreichend ausgerüstet und ausgerichtet, uns Menschen zu erhalten, zu ernähren und ein gutes gemeinsames Leben zu ermöglichen. Auch hier sehen wir also ein Bild für die Zuwendung Gottes, weniger für seine Forderung. Hosea formuliert schon das

Prinzip: „an Liebe habe ich Gefallen, nicht an Schlachtopfern, an Gotteserkenntnis mehr als an Brandopfern.“

Diese Aussage aus dem Munde Gottes war zu Hoseas Zeit noch markanter und überraschender als einige Jahrhunderte später zur Zeit Jesu. Auch das Judentum kannte und praktizierte mit vielen Religionen vergleichbar den Opferkult im Tempel. Aber von den biblischen Anfängen an wurde ein unlösbares und enges Band zwischen dem Sozialverhalten und der kultischen Tätigkeit der Israeliten geknüpft. Es mag das kultische Opfer richtig sein, aber ohne Nächstenliebe ist es wertlos, ja es wird zum Hohn und zur Gefahr der Ablenkung.

Paulus sieht die größte, ja letztlich die einzige Leistung des Menschen in seinem Verhältnis zu Gott darin, dass er im Glauben ausharrt: „Abraham glaubte und es wurde ihm als Gerechtigkeit angerechnet.“ Abraham ist ja derjenige, der die höchste Opferbereitschaft aufgebracht hatte, als er willig war, seinen geliebten Sohn Isaak zu opfern. Aber er erfährt, dass Gott letztlich nicht das Opfer, schon gar nicht Menschenopfer will, sondern sein Vertrauen. Das Vertrauen darauf, dass es dem Menschen auf Gottes Wegen gut gehen wird, im tiefsten und umfassendsten Sinne des Wortes.

Dieses Vertrauen, welches niemals in einer Berechnung, sondern nur in der Liebe begründet sein kann, ist das, was Jesus trug und was ihm die souveräne Ruhe verlieh. Er wollte nicht Opfer bringen, sondern lieben. Aber er musste Opfer bringen, weil er lieben wollte. Das Kreuz war nicht ein von Gott verlangtes Opfer, sondern ein von uns Menschen ihm auferlegtes Opfer, das Gott als Tat der Liebe angenommen hat. Auch der Zöllner Matthäus folgt Jesus nicht, weil Jesus von ihm verlangt, dass er alles aufgeben muss, sondern weil er spürt, dass er krank war und jetzt durch Jesu Ruf den Weg der Heilung betreten kann. Darin liegt erstaunlicherweise die geforderte Gerechtigkeit: Gott niemand und nichts vorzuziehen, weil er die größte Liebe zu mir und zu allem und allen, die ich liebe, hat.

Diese Liebe als Vertrauen, das zugleich Gerechtigkeit ist, ist das Mittel, das aus dem Opfer Barmherzigkeit macht, aus dem Verzicht eine freiwillige Gabe und aus der Angst die freimütige Gesinnung der Kinder Gottes. Das ist der Aspekt des Glaubens, den auch Papst Franziskus bis zur Schmerzgrenze betont und unermüdlich mit dem Wort „Zärtlichkeit“ in Verbindung bringt.

Ein großes Programm des Glaubens, das weniger unsere Opferbereitschaft als unser Vertrauen fordert, zu glauben, dass wir geliebt werden können und von Gott geliebt und gerufen sind.